

DER STANDARD

RONDO

EXKLUSIV!

N°37 15. Mai 2026

In den
höchsten
Tönen



Ein Heft über Musik

In vielen Facetten schimmern



Mit dem Erfolg der Dialektmusik kommen auch Zweifel, wie viel echte Herkunft noch in den Hits steckt. Ein Streifzug durch etwas, das oft als Austropop zusammengefasst wird.

Es scheint ein Grundmuster der Popkultur zu sein, dass Künstlerinnen und Künstler mit jenen Etiketten fremdeln, die ihnen übergestülpt werden. So wie Blur und Oasis nämlich Mitte der 1990er dem phänomenologisch durchaus sinnvollen Begriff Britpop ablehnend gegenüberstanden, geht es Musikschaaffenden in Österreich mit dem Label Austropop. Gemeinsam haben sie oft erstaunlich wenig, abgesehen vom Offensichtlichen: Sie singen in irgendeiner Form des österreichischen Dialekts.

Wann das alles begonnen hat? Wenn man es historisch korrekt machen möchte, beginnt man im 19. Jahrhundert bei Johann Nestroy. Danach

sollte man auch Gerhard Bronner und Helmut Qualtinger erwähnen, ebenso Marianne Mendt (*Wie a Glock'n*) und die Worried Men Skiffle Group (*Der Mensch is a Sau*). Und schließlich kann man froh sein, dass zwei zufällig talentierte Tachinierer ihre Zeit lieber ins Liederschreiben investierten, als in ihre Schulausbildung: Joesi Prokopetz und Wolfgang Ambros, die 1971 mit der Meuchelmörder-Moritat *Da Hofa* schlagartig weltberühmt in Österreich wurden.

Der Linguist Manfred Glauninger von der Uni Wien und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften verbindet die Entstehung des Austropop mit der „Nationswerdung“ Öster-

reichs in der Zweiten Republik, die er in der Kreisky-Ära der 1970er-Jahre als abgeschlossen betrachtet. „Erst dann hat Österreich ein nationales Selbstbewusstsein bekommen, in der sich auch eine nationale Form der Popmusik entwickelt hat“, sagt Glauninger. Ambros, Danzer und später auch Fendrich haben sich unauslöschlich ins kulturelle Gedächtnis dieses Landes eingepägt, genauso wie STS und ja, auch Stefanie Werger. Nachdem der Zeitgeist in den fortschreitenden 1980ern sowieso Falco gehörte, verlor Austropop spätestens in den 1990ern vorübergehend seinen Glanz. In den 2000ern dominierte kommerzieller Pop und die hochdeutsch singende Christina

Stürmer – bis schließlich eine neue Dialektwelle ausbrach. Heute klingt das mal lässig-gscheat wie in den Beisl-Balladen von Voodoo Jürgens; nach avantgardistischer Heimatkunst des kongenialen Neue Volksmusik-Duos Attwenger; aber auch auf verschiedene Weise stadienfüllend wie bei Seiler & Speer oder dem irgendwie wohl dazuzählenden steirischen Dirndl-Wahnsinnigen Andreas Gabalier. Die Geschichte der österreichischen Dialektmusik ist von Wellen geprägt, in denen die Vermarktbarkeit ständig neu verhandelt wird.

Aber ist das noch authentisch? In einer Zeit, in der klassisches Mundl-Wienerisch eher in der U-Bahn-Werbung zu sehen ist, als in der U-Bahn gesprochen wird? Eine Zeit, in der deutsche Touristen die einzigen sind, die am Würstelstand die Eit- rige mit an Krokodü, an G'schissenen und an 16er- Blech bestellen? Kann Dialekt überhaupt noch Ausdruck einer gelebten Kultur sein – oder ist er längst zur Marketing-Schablone geworden?

Neuer Kontext

Manfred Glauningner sagt: „Ich kenne Musiker, die im Dialekt singen, aber im Alltag Standarddeutsch sprechen.“ Grundsätzlich müsse man jedoch einmal verstehen, wie sehr sich die Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat. „Österreich hat sich zur Migrationsgesellschaft gewandelt – mit vielen verschiedenen Sprachen, Kulturen, Ethnien und Religionen“, erklärt er. Hinzu kommen Social Media und Künstliche Intelligenz. Auf die Sprache habe das massive Auswirkungen, es gebe kaum noch junge Wienerinnen und Wiener, die klassisches Wienerisch sprechen würden.

Weder sei das aber etwas Schlechtes noch ein besonders neues Phänomen, denn Sprache entwickle sich weltweit seit jeher. „Der Dialekt stirbt nicht“, sagt der Sprachforscher „Auch nicht in Wien.“ Wenn sich Sprache aus dem Alltag zurückzieht, gewinnt sie häufig an symbolischer Funktion und taucht in neuen Kontexten wieder auf – etwa in der Tourismuswerbung, auf Mistkübeln oder in der Musik. „Sprache hat immer auch eine soziale Dimension“, erklärt Glauningner. „Sie kann Ironie ausdrücken, Authentizität vermitteln oder Nähe herstellen.“ Durch Dialekt, vor allem den aus Wien, konnte die soziale Realität der Arbeiterklasse besonders gut vermittelt werden. „Deshalb hat Willi Resetarits als Kunstfigur Ostbahn-Kurti so hervorragend funktioniert.“ Die Figur habe etwas geschafft, das auf Hochdeutsch kaum möglich gewesen wäre: das Bruce-Springsteen-typische Working-Class Feeling der USA glaubwürdig in die deutsche Sprache zu übertragen. Dass die Kunst nicht immer mit der Person dahinter überein-

stimmt, habe eine lange Tradition, erklärt Glauningner. „Ein Paradebeispiel ist Peter Rosegger, der den Waldbauernbub vermarktet, aber als Erwachsener größtenteils in der Stadt gelebt hat.“

Einem wie dem Nino aus Wien kann man kaum fehlende Authentizität vorwerfen: Immerhin heißt er tatsächlich Nino und kommt aus Wien. Trotzdem ist „Authentizität“ für ihn ein schwieriges Wort, „ein sperriges, irgendwie unpassendes Wort für so einen Bereich wie Musik“, sagt er. „Es passt für mich besser in die Küche – authentische



Voodoo Jürgens (linke Seite) und Anna Buchegger: Der Dialekt entwickelt sich ständig weiter und wird zur Projektionsfläche für vielfältige musikalische Interpretationen.

oberösterreichische Küche.“ Gesungen sind seine Lieder trotzdem in einer Mischung aus wienerischem Hochdeutsch und Dialekt, wie er in seiner Familie immer schon gesprochen wurde. Stefan Redelsteiner, der auf seinem Label die ersten Nino- und Wanda-Alben veröffentlicht hat und Voodoo Jürgens managt, glaubt: „Dass Musik in österreichischem Deutsch in Österreich am besten funktioniert, ist irgendwie klar – das ist in jedem Land so.“ Dass zeitgleich zu Wanda auch die weniger lederjackengetriebene Band Bilderbuch in oberösterreichischem Denglisch ihren Durchbruch feierte und in den Medien eine Art Blur-

gegen-Oasis-Stimmung entstand, machte deutlich, wie vielfältig die heimische Musiklandschaft ist. Ist eine solche Welle erst einmal losgetreten, wächst sie weiter und spült Künstler wie Pizzera & Jaus, Edmund oder Chris Steger in die Konzerthallen. Irgendwann wird die Musik zur Karikatur ihrer selbst. Dass Andreas Gabalier weder Bergbauernbua ist noch am Land aufgewachsen ist, sondern ein Jus-Student aus Graz war, tat seinem Aufstieg als „Volks-Rock'n'Roller“ keinen Abbruch. Er wurde zum Symbol einer kernig-konservativen Heimatromantik, die Sehnsucht nach einer Vergangenheit ausdrückt, die in dieser Form wohl nie existiert hat. Und besonders von ihm nie gelebt wurde.

Wirklich vom Bergbauernhof stammt Anna Buchegger, deren Vision es ist, den Begriff Heimat aus seiner Vereinnahmung durch rechte Akteure zu lösen. „Ich wünsche mir eine mutige Heimat, in der solidarisches Zusammenleben möglich ist“, sagt die 27-jährige Salzburgerin, die alpenländische Volksmusik, Pop und jazzige Harmonien zu einem Sound verschmilzt, der wie eine moderne, fein schimmernde Neuinterpretation der Dialektmusik wirkt. Je älter sie wurde, sagt die *Starmania*-Gewinnerin, desto weniger Lust hatte sie, ihren Dialekt und die Herkunft zu verstecken.

Zum Stilmittel gemacht

Als sie nach der Hauptschule auf ein Gymnasium wechselte, sei ihr suggeriert worden: „Wer intelligent sein möchte, spricht einwandfreies Hochdeutsch.“ Sie habe versucht, den Dialekt loszuwerden, sei gescheitert und habe ihn zu ihrem Stilmittel gemacht. Dass um die Themen Brauchtum, Heimat, Blasmusik und Tracht ein emotionaler Diskurs geführt wird, findet sie „lustig und ernst gleichzeitig“. Sie steht damit in der klassischen Austropop-Tradition. STS-Mann Gert Steinbäcker brachte es schon vor Jahrzehnten auf den Punkt: „Es war so was wie Heimat für mi lang ka Begriff / An dem Wort klebt viel Bluat, viel dummer Stolz und der Nazimief“. Heute zeigt sich Dialektmusik in vielen Facetten, sie reicht von verklärter Beislromantik über scheinbar authentische Erzählungen der Vergangenheit bis zum überzeichneten Dirndl-Hulapalu-Spektakel.

Ist manches davon besser oder schlechter? Definitiv. Dialekt lebt, er nervt manchmal, ist schön und ein bisserl schiach gleichzeitig, entwickelt sich ständig weiter. Entscheidend ist am Ende aber weniger die Frage nach „echter“ Authentizität, sondern die Erkenntnis, dass Kunst sowieso meistens eine Projektionsfläche ist. Und das Schöne daran: Sie ist offen für ganz unterschiedliche, auch widersprüchliche Vorstellungen. 2